

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine Zweitveröffentlichung folgender Originalpublikation:

Michael von Brück, Der Finger, der auf den Mond zeigt... in: Publik-Forum EXTRA Thema „Die Kraft der Bilder“, Oberursel, Ausgabe Mai 2016.

Ihr IxTheo-Team



Der Finger, der auf den Mond zeigt ...

... IST NICHT DER MOND. TÖRICHT IST, WER DIES VERWECHSELT.

DOCH DAS TUN RELIGIONEN OFT, WENN SIE ÜBER IHRE GOTTESBILDER STREITEN

Von Michael von Brück

Gottesbilder sind bildhafte, klangliche, auch geruchsbezogene Vorstellungen, die *alle* Sinne ansprechen. So gibt es nicht nur Statuen in Tempeln, Bilder in Kirchen oder theologische Begriffe, die eine letzte, allem zugrunde liegende Wirklichkeit anschaulich darstellen wollen, sondern auch musikalische »Bilder« für das Höchste, das Menschen verehren. Nach biblischer Tradition gilt vor allem der Mensch als »Bild Gottes«.

Meine Jugend war geprägt von Musik, von klanglichen »Gottesbildern«. Im Alter von elf Jahren sang ich im Dresdener Kreuzchor die h-Moll Messe von Johann Sebastian Bach. Zwei Erlebnisse verbinde ich damit, die mein religiöses Empfinden bis heute prägen: der Jubel, die ekstatische Verehrung Gottes im Fortissimo des Chores beim »Sanctus«, die Triolen der Herrlichkeit des unbegreiflichen Gottes, der hier als Dreifaltigkeit verehrt wird, der jenseitige Schöpfer, der geliebte Bruder, der mich an die Hand nimmt, der Geist, der in mir wach ist. Die hohen »Bach-Trompeten«, die einsetzen, wenn der Gesang sich nicht mehr zu steigern vermag – komponierte Ewigkeit. Nach dem Singen die wohltuende Erschöpfung, der beruhigte Atem, das weit geöffnete Herzempfinden. Gott ist gewaltig. Gott ist himmlisch schön.

Das andere Erleben ist am Schluss des »Confiteor« auskomponiert: die Erwartung der Auferstehung der Toten (*et exspecto resurrectionem mortuorum*). Bach schreibt die leisesten möglichen Töne vor, wie im Klangnebel tastet sich der Chor durch abenteuerliche harmonische Klangwege hindurch: staunend,

wartend, scheu. Ein Ahnen mit vorgehaltener Hand. Gott ist unfassbar, man darf ihn nicht begreifen wollen. Das Mysterium des Woher und des Wohin unseres Lebens entzieht sich allem Denken und Fühlen, es wirkt leise im verborgenen Grund aller Existenz. Keine Worte können es einfangen, dem Verstand bleibt es fremd, und es ist doch so nahe. Dies komponiert Bach unendlich schön im »Et incarnatus est«: Er ist Mensch geworden aus der Jungfrau Maria (*et homo factus est ex Maria virgine*). Die Streicherfiguren und dann der gebrochene Moll-Akkord, den die Einzelstimmen des Chores singen, wollen das zarte Herabschweben des Geistes andeuten, sodass das Göttliche als Kind geboren wird. Wo? Im Herzen jedes Menschen, das licht und liebevoll und heilend ist. Ich konnte dies damals nicht intellektuell begreifen, aber empfinden: Gott ist unendlich ferne und ganz nahe zugleich. »Gott«, das ist die innere Gegenwart des Geistigen im Menschen. Das »Gottesbild« wird im Klang lebendig.

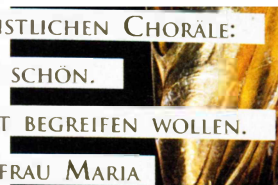
Aber auch Trauer und Schmerz waren in diesen Erlebnissen. Meine erste Chorprobe im September 1960 begann mit dem 116. Psalm von Heinrich Schütz. »Das ist mir lieb, dass der Herr mein Stimm' und Flehen höre ... Stricke des Todes hatten mich umfangen ... Ich sprach in meinem Zagen: Alle Menschen sind Lügner ... O Herr, du hast meine Bande zerrissen ... Halleluja.« Natürlich verstand ich nicht, was wir da sangen. Schütz aber komponiert jede Empfindung aus. Die verschlungenen Stricke des Todes, schwer zu singen. Der verzweifelte Aufschrei über die Lüge der Menschen. Die Geborgenheit, die jene Hingabe an Gott bedeutet, sodass am Schluss trotz allen Unheils der Jubel des Halleluja erschallen kann. Der Weg des Menschen – ein Drama der Gottessuche. Wir sangen in einer Stadt, die noch von den Ruinen des Bombenkrieges gezeichnet war. In einem zerrissenen Land. Das

DIE KLANGVOLLEN GOTTESBILDER DER CHRISTLICHEN CHORALE:

GOTT IST GEWALTIG. GOTT IST HIMMLISCH SCHÖN.

GOTT IST UNFASSBAR, MAN DARF IHN NICHT BEGREIFEN WOLLEN.

ER IST MENSCH GEWORDEN AUS DER JUNGFRAU MARIA



FOTOGRAFIE: MICHAEL VON BRÜCK

Michael von Brück ist emeritierter Professor für Religionswissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er lehrt Zen und Yoga, lebt in Regensburg.

ALLE VORSTELLUNGEN SIND PROJEKTIONEN DES MENSCHLICHEN GEISTES,
VÖLLIG UNZUREICHEND, UM »GOTT« ABZUBILDEN. GOTT IST JA
NICHT AUSSERHALB, SONDERN DIE INNERSTE LEBENSKRAFT IM MENSCHEN

war uns Kindern sehr wohl bewusst. Und diese Musik brachte etwas hinein, das so ganz anders war und doch alltägliche Realität im Gesang: Gott, eine Trostkraft mitten in allen menschlichen Schmerzen und Verzweiflungen. Und Schütz, so erklärte uns Kreuzkantor Rudolf Mauersberger, hat dies alles im größten Leiden, während des schrecklichen Dreißigjährigen Krieges komponiert. Ja, das war ein Klangbild Gottes, der dem Menschen nichts erspart, der aber in jedem Ton der Welt gegenwärtig ist und am Schluss in den großen Halleluja-Fugen triumphiert.

Dann kam das Studium der Theologie in Rostock. Hier lernte ich, dass Gott jenseits von Vorstellungen und Gefühlen gedacht werden müsse, denn alle Vorstellungen sind Projektionen des menschlichen Geistes, völlig unzureichend, um »Gott« abzubilden. In der Mystik eines Meister Eckhart (es gab ein Eckhart-Zimmer in der Fakultät, wo die theologischen Lehrer Konrad Weiß und Peter Heidrich an der Ausgabe der lateinischen Werke des Meisters arbeiteten) war von »Gottheit« die Rede, einem »Gott über Gott«, denn Gott als Person, als ein Gegenüber – das war viel zu menschlich gedacht. Gott ist ja nicht außerhalb, sondern die innerste Lebenskraft im Menschen, wie bereits bei Paulus, Augustinus, Angelus Silesius und Rainer Maria Rilke zu lesen ist. Paulus schreibt (Galater 2, 20): »Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir.« Wer sagt diesen Satz? Paulus oder Christus, oder etwas anderes, wo das »oder« hinfällig geworden ist? Und wo ist dann Gott, wenn ich nicht mehr lebe? Stirbt er mit mir, oder ist Sterben die innigste Resonanz, die mich in das göttliche Geheimnis eintreten lässt, sodass Gott und der menschliche Geist gar nicht zu trennen sind? So dichtet Rilke: »Was wirst du tun, Gott, wenn ich sterbe? Ich bin dein Krug (wenn ich

zerscherbe?) ... mit mir verlierst du deinen Sinn.« Und in dem berühmten Gedicht Rilkes von 1899 kreist das »lyrische Ich« um »Gott, um den uralten Turm«. Eine Metapher für Gott, die Solides, Festigkeit, etwas Mächtiges jenseits der Zeit ausstrahlt. Oder doch nicht? Wer hat denn den Turm gebaut? Ich, in meiner Fantasie? Aber wo kommt die geistige Kraft dazu her? Und auch der Turm bröckelt und zeigt Risse. »Und ich kreise Jahrtausende lang; und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm oder ein großer Gesang.« Der Falke, der kreisend majestätisch dahinsegelt, der Sturm, der mit wilder Wucht gegen den Turm anrennt, ihn zerlegen und umstürzen will? Welcher Art ist mein Geist, was ist mein bohrendes Fragen nach Gott, dem »Geheimnis der Welt«?, so ein Buch von Eberhard Jüngel, das wir studierten. Oder eben doch ein »großer Gesang«, der alle drei Elemente vereint, die kreisende und intelligente Rhythmik des Falken, die brausende Gewalt des Sturmes, die begeisternde Freude der Musik ... »Großer Gesang«, das war mein Gottesbild, das hatte ich von Kindheit an eingeübt. Nichts schien mich trennen zu können von der göttlichen Schönheit, die ich in der Musik gefunden hatte.

Doch dann ging ich nach Indien. Dort erlebte ich die gleichen menschlichen Emotionen, die Hoffnungen und Verzweiflungen der Menschen. Aber sie drückten sich in anderen »Gottesbildern« aus. Wenn man tiefer hinschaute, zeigte sich, dass dies andere Bilder für ähnliche menschliche Grunderfahrungen waren: Gott als *saccidanda*, als »Sein-Bewusstsein-Seligkeit«. Das faszinierte

mich, es war auch eine Formel für die Dreieinigkeit des Göttlichen, das nicht ein totes oder abstraktes Prinzip jenseits der Welt, sondern geistige Präsenz im Hier und Jetzt ist, die zutiefst beglückt, wenn man das Bewusstsein in Achtsamkeit dafür öffnet. So lernte ich Yoga und indische Meditationsformen, um für tiefere mystische Erfahrungen vorbereitet zu werden. So wie ich als Kind Harmonielehre, Kontrapunkt, Singen und Klavierspiel gelernt hatte, um Musik bewusst erleben zu können. In Indien lernte ich: Gott ist das Prinzip der Existenz in allem (Sein), er ist das Bewusstsein, die Reflexion, die Resonanz oder die Beziehung (Relation) in allem, was ist. Und diese Erkenntnis im eigenen Geist bedeutet höchste Seligkeit, Ekstase, wie beim Singen des »Sanctus« in der h-Moll-Messe. Es waren zunächst fremde Bilder, fremde Worte (in Sanskrit), aber ich entdeckte, dass sie in Resonanz standen mit dem, was ich im Theologiestudium gelernt hatte. Anders, manchmal bestürzend anders, aber in Resonanz. Deshalb nannte ich mein Buch über diese Zusammenhänge »Einheit der Wirklichkeit«.

Doch in Indien kam noch etwas hinzu: Gott als das Weibliche. Nicht nur in Gestalt der schüchternen keuschen Jungfrau Maria, wie sie das Christentum aufgrund seiner spätantiken griechischen und ägyptischen Wurzeln herausgebildet hatte, sondern die kraftvolle, lebensspendende und auch zerstörende Weiblichkeit einer Durga, einer Kali, einer Mariamma (wie die Große Göttin in Südindien heißt, die Pocken verbreitet und auch heilt). Die indischen Göttinnen repräsentieren den rasenden Taumel, der schöpferisch und zerstörerisch zugleich ist. Auch der indische Gott Shiva tanzt die Welt ins Sein, und er zerstört sie wieder mit dem Feuer, das er schleudert, um zu zerstören und Platz für Neues zu

schaffen. Gottesbilder sind Metaphern für die widersprüchlichen menschlichen Erfahrungen des Lebens und Sterbens, sie geben diesen scheinbar zufälligen Erfahrungen einen Sinn, indem sie dieselben an den Himmel projizieren, wo sie Allgemeingültigkeit erhalten. Gottesbilder besagen: nicht Zufall, sondern ein verborgenes Netz von wechselseitigen Bezügen regiert die Welt.

Dann lernte ich den Buddhismus kennen, zuerst in seiner tibetischen Form, die stark von dem geprägt ist, was ich aus Indien kannte: die unendlich schöne Tara, die Retterin, die dem suchenden Menschen geduldig und liebevoll zur Seite steht, ja, den Verzweifelten in den Arm nimmt, und Avalokiteshvara, ihr männliches Gegenstück, der mit tausend helfenden Armen in die Welt eingreift, wobei in jeder Hand ein Auge strahlt, denn Hilfe muss intelligent sein und erkennen, was tatsächlich Not abwendet. Erkenntnis und liebende Hinwendung zu allen Wesen also, das ist die Metapher für »Gott«. Aber der Buddhismus lehnt es ab, über Gott zu spekulieren und Gottesbilder zu formen, die außerhalb des menschlichen Bewusstseins drohend oder helfend den Menschen beeinflussen würden. Alle diese Bilder sind für den Buddhisten Bilder des Geistes, der sich selbst nach diesem Bild formt. Göttliche Bilder repräsentieren Qualitäten des Geistes, den der Mensch in sich selbst herausbilden soll, um selbst »göttlich« zu werden. Sie dienen der Selbstkultivierung. Wenn es im frühen Christentum heißt: »Gott wurde Mensch, damit der Mensch göttlich würde«, und dieser Grundsatz in der alten Kirche als *theosis* (Vergottung des Menschen) bezeichnet wurde, so ist dies nicht fern von der buddhistischen Erfahrung: Jeder Mensch trägt in sich die Buddha-Natur, das Potenzial zur vollkommenen Entfaltung des Geistes.

Schritte zu solcher Entfaltung des Geistes lernte und praktizierte ich dann in japanischen Zen-Klöstern. Hier soll alles zum Schweigen kommen: das Denken und auch die Bilder. »Gott« oder der Geist des Erwachens (*buddhatva*) ist jenseits von Vorstellungen. Alle »Gottesbilder« können Hinweise sein, in eine bestimmte Richtung zu blicken oder zu hören, sie können uns das Wirkliche auf bestimmte Weise »schmackhaft« machen, aber »der Finger, der auf den Mond zeigt, ist nicht der Mond«. Töricht ist, wer den zeigenden Finger mit dem Mond verwechselt. Und das tun die Religionen so oft, wenn sie über ihre je begrenzten Gottesbilder streiten. Sie sind alle nur zeitweilige Projektionen, die allerdings auf das hindeuten, was am Grunde der Welt wirksam ist: »Offene Weite«, wie man im Zen sagt. Unendliche Kreativität, intelligente Rückkopplung, schöpferische Resonanz, die nie am Ende ist. Bild jenseits der Bilder.

Und nun? Gottesbilder können den Menschen zu einem geisterfüllten Leben anleiten. Sie können aber auch in die Irre führen, wo sie absolut behauptet und mit Gewalt durchgesetzt werden. Gott ist immer größer (*semper maior*) als menschliche Bildgebung. Er (Sie oder Es) ist in allem, aber auch jenseits von allem. Gott ist vor allem im Mitmenschen, dort wo ein Lichtstrahl in der Verzweiflung aufleuchtet, wo ein Menschenherz lebendige Wärme und Solidarität spürt, wo Gerechtigkeit einen Gedemütigten aufrichtet, dort ereignet sich Gott. Offene Weite – und gerade darum ein ständig neuer »großer Gesang«.

ALLE »GOTTESBILDER« KÖNNEN HINWEISE SEIN, IN EINE BESTIMMTE RICHTUNG ZU BLICKEN ODER ZU HÖREN, SIE KÖNNEN UNS DAS WIRKLICHE AUF BESTIMMTE WEISE »SCHMACKHAFT« MACHEN